**Zeitschrift:** Schweizer Kunst = Art suisse = Arte svizzera = Swiss art

**Herausgeber:** Visarte Schweiz

**Band:** - (2000)

**Heft:** 2: Exil

**Vorwort:** Editorial ; Liebe Leserinnen, liebe Leser = Chère lectrice, cher lecteur =Care lettrici, cari lettori = Charas lecturas, chars lecturs = Dear readers

**Autor:** Weiss-Mariani, Roberta

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 15.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

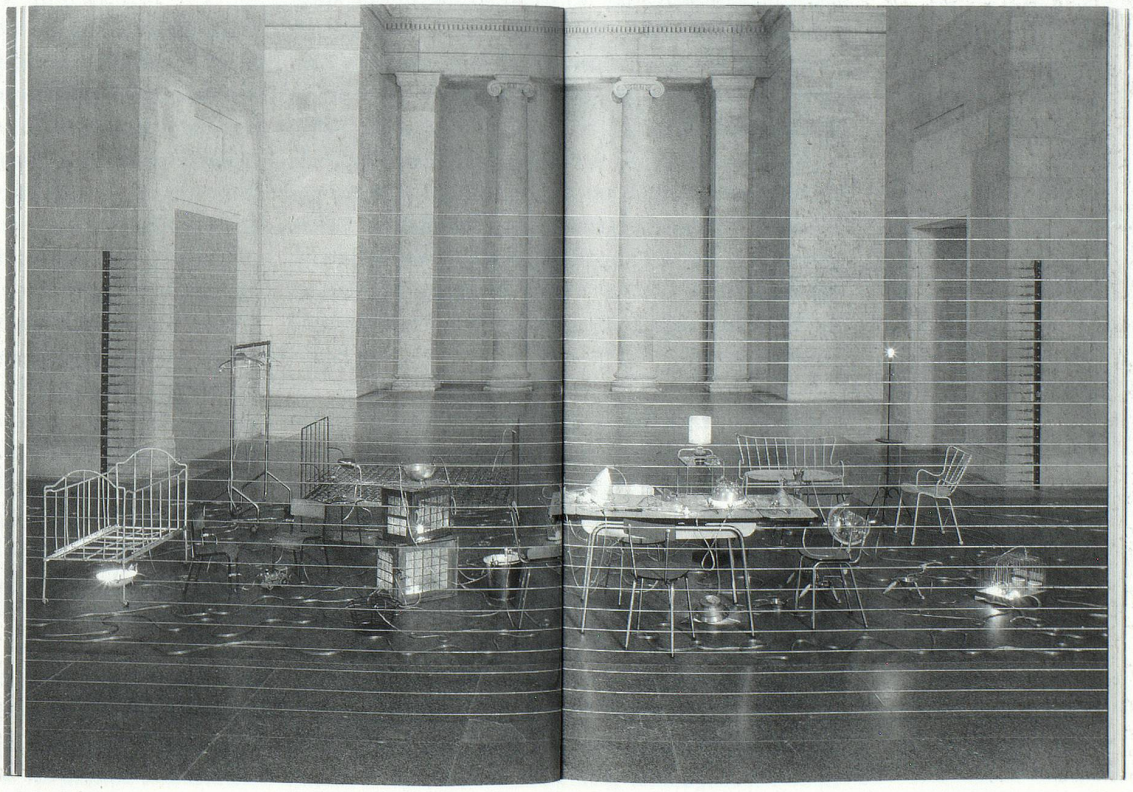
# Liebe Leserinnen, liebe Leser

Die Tate Gallery und Tate Modern in London zeigten diesen Sommer Werke der Künstlerin Mona Hatourn. Sie haben mich angeregt, über das Exil nachzudenken. Die Künstlerin ist 1952 in Beirut geboren und verliess ihr Land 1975, kurz bevor der Bürgerkrieg im Libanon ausbrach.

In ihren Arbeiten sind immer wieder häusliche Gegenstände zu entdecken, die uns eigentlich das Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit vermitteln sollten: ein Bett, Kinderspielsachen, Lampen, ein Küchentisch und Küchenutensilien wie Gemüseraffeln, Abtropfsiebe, Besteck. Sie erinnern an die traditionelle Domäne der Mutter und an Orte, wo man sich hinflüchtet, wenn die Welt rundum fremd und unheimlich wird. Heimelig muten Hatourns Installationen allerdings nicht an: Im Bett fehlen Matratze und Kissen, die blitzblanken Geräte auf dem Küchentisch wirken steril: Nichts Organisches, auch keine Speiseresten sind zu finden. Die Gegenstände sind durch elektrisch geladene Drähte verbunden. Der Strom beleuchtet und «belebt» sie alternierend ohne jedoch das Gefühl von Wärme zu vermitteln. Das Summen und Zischen des Stromes irritieren zusätzlich. Ein feines Drahtgitter hindert den Besucher, sich diesen Orten zu nähern. Das Zuhause wird zum Käfig, zur Folterzelle. «Die Grenzen und Schranken, die uns in der Geborgenheit eines vertrauten Umfelds einschliessen, können auch zu Gefängnismauern werden»[1] kommentiert die Künstlerin ihr Werk. Ihre Installationen enthalten eine kaum übersehbare politische Botschaft. Sie reflektieren aber auch ihre eigene Biografie: Während ihre Familie im kriegsgeschüttelten Libanon zurückblieb, lebte die Künstlerin im Londoner Exil. Ein ähnliches Schicksal trifft für Künstlerinnen und Künstler aus anderen Krisengebieten zu. Diesen Herbst weckte beispielsweise die algerische Schriftstellerin Assia Djebar in den Medien grosse Aufmerksamkeit.

Eine politisch lebensbedrohende Situation in ihrer Heimat kennen hingegen emigrierte Schweizer Künstlerinnen und Künstler kaum. Schlimmstenfalls werden sie von der Justiz verfolgt, der sie sich nicht stellen möchten. Existenzbedrohend können für sie auch die gesellschaftlichen Zwänge und Schranken sein, die teuren Lebensgrundkosten und ganz allgemein die

[1] Interview von W. Said mit Mona Hatourn (1984)



**«Homebound», 2000**
**Tate Gallery, London**
© Mona Hatourn
aus Katalog «The Entire World as a foreign Land», 2000

*«Borders und barriers, which enclose us within the safety of familiar terrory, can also become prisons.»*

*«Borders und barriers, which enclose us within the safety of familiar terrory, can also become prisons.»*

Unmöglichkeit, als Kunstschaffende den nötigen Freiraum zu finden. Die meisten verlassen jedoch das Land, weil sie sich durch ihr familiäres und gesellschaftliches Umfeld eingeengt fühlen oder abgeschirmt vom pulsierenden Leben, wie in einem Faraday-Käfig, ohne Austausch und kreativen Anstoss. Ein vertrauter Ort, der Sicherheit und Geborgenheit vermittelt, kann auch zum Gefängnis werden – darin stimmen sie mit Mona Hatourn überein. Dies zeigen beispielsweise die von Yves Tenret geführten Interviews mit Künstlerinnen und Künstlern in Paris: Schweizer Kunstschaffende finden in dieser Grossstadt die gesuchte Anonymität, bekommen die nötige Ohrfeige zu spüren, die sie wach rüttelt und befreit (Clément-Olivier Meylan). In Paris, London oder New York treffen sie auch auf ihresgleichen, auf die Rastlosen, die Entwurzelten. Und nicht zuletzt auf die Jetset-Künstlerinnen und -Künstler: heute Berlin, morgen Tokyo und New York und übermorgen wieder Paris. Für viele beginnt erst hier die künstlerische Karriere: «Wäre ich in der Schweiz geblieben, hätte ich es nie so weit gebracht», schwärmt der Tessiner Felice Varini. Diese Meinung teilt auch der gelassenere Niele Torroni, der seit über 40 Jahren in Paris lebt: An der Biennale in Venedig vertrat er letztlich nicht mehr die Schweiz, sondern Frankreich. Beide reisen sie jedoch gelegentlich zurück ins Tessin: zu einem Kartenspiel mit Freunden oder ganz einfach, um etwas Wohlstand zu schnuppern.

Auch der Filmschaffende Clemens Klopfenstein ist aus der Schweiz geflüchtet: Als Asthmatiker ertrug er die Nebeldecke und die verrauchten Räume nicht mehr. Als Künstler jedoch floh er vor den «mastiggrünen», gedüngten Wiesen, den sauber renovierten Burgruinen mit gepützelten Picknickbänken, vor den Quotenmassstäben und dem «Sauglattismus». Unerträglich wurden für ihn zudem die aufdringlichen Plakate und Kiosk-Aushänge, die vom Wesentlichen ablenken. In einer mittelalterlichen Kleinstadt in Umbrien, am Fuss der Monti Sibillini, hat er seine Wahlheimat und eine neue Lebensqualität gefunden, dort wo die Natur in Olivegraugrün, Siena und Umbra schwelgt und wo Joghurt im Laden um die Ecke nur in zwei Farben erhältlich ist.

Der Schriftsteller Hans Mühlethaler hat im Völkergemisch der Goutte d'Or in Paris eine Bleibe gefunden. Ein Quartier, das von Flüchtlingen aus der dritten Welt wieder belebt wurde mit ihren afrikanischen Stoffen, mit asiatischen Produkten und den Treffen der Sippschaften auf den abendlichen Plätzen. Das Experiment des Zusammenlebens mit andersfarbigen Menschen würde er jedem Schweizer empfehlen – um seine Toleranz gegenüber anderen Kulturen auf die Probe zu stellen.

Toleranz gegenüber anderen Völkern lässt sich jedoch auch in der Schweiz erproben. Allerdings erweist sich hier das Experiment als weit schwieriger, empfindet man doch Immigranten im eigenen Land nicht nur als Fremde, sondern als Eindringlinge, die einem den Platz streitig machen. Auch heutzutage zeigt die Schweiz einen eher problematischen Umgang mit Immigranten und Flüchtlingen: Ihre Lebensfreude wird oft durch Schikanen und Diskriminierungen auf verschiedensten Ebenen getrübt.

Trotzdem verirren sich einige Kunstschaffende – zum Beispiel aus afrikanischen Ländern – in dieses Land. Ihr Aufenthalt wird allerdings hier (wie in vielen europäisch-nordamerikanischen Kulturen) häufig zur Malaise, weil ihre Erwartungen kaum denjenigen ihrer neuen Umgebung entsprechen. Vielen bleibt auch der Einstieg in unsere Kunstwelt verwehrt: Jahrelang oder für immer drehen sie sich im Kreis der Emigranten- und Entwicklungsprojekte, und ihre Werke werden oft nur im Rahmen von ethnologischen Ausstellungen gezeigt. Liegt dies etwa an den «ominösen Qualitätskriterien», wie es Mauro Abbühl von der Stiftung «Entwicklung und Kultur» vermutet? Oder allenfalls an einer falschen Vermittlungsarbeit? Im Gegensatz zu Mona Hatourn, die sich inzwischen als britisch-palästinensische Künstlerin auf dem internationalen Parkett bewegt, wird beispielsweise Fatma Charfi kaum als tunesisch-schweizerische Künstlerin gefördert.

Anderseits jedoch leben hier auch Exil-Künstlerinnen und -Künstler, welche die Öffentlichkeit strikte meiden. Jede Bekanntmachung, jeder Auftritt in der Öffentlichkeit könnte für sie bedrohlich oder zumindest

unangenehm werden. Im Rahmen von speziellen Projekten geniessen sie hier Schutz, arbeiten zurückgezogen und hoffen auf eine baldige Rückkehr in ihre Heimat. In Absprache mit den Verantwortlichen dieser wertvollen Exil-Projekte und aus Rücksicht vor den betroffenen Kunstschaffenden möchten wir hier weder ihre Namen noch ihre Aufenthaltsorte in der Schweiz preisgeben.

Heimat: Der Begriff bedürfte einer eingehenderen Betrachtung. Was Kunstschaffende als ihre Heimat bezeichnen, lässt sich aus ihren Werken und aus ihrer Biografie ableiten. Manchmal gibt es diese Heimat nicht mehr auf unserer ausverkauften Erde, wie es sie beispielsweise für die Tibetaner seit längerem nicht mehr gibt: Ihre Kultur lebt weiter im Exil und seit kurzem auch im virtuellen Exil: Laurent Schmid ist ihr auf seiner Reise durch das World Wide Web begegnet, dort, wo auch viele Kunstschaffende neue Freiräume entdeckt und definiert haben. In einer Welt allerdings, die mehr und mehr unserer realen gleicht, wo Territorien gekauft, erobert und verteidigt werden und die – ebenfalls wie unsere reale Welt – auf Knopfdruck oder per Mausklick ausradiert werden kann. Und wo befindet sich dann das Exil?

Exil: Ohne die Leiden der Exilanten zu negieren, zu relativieren oder zu bagatellisieren, bietet doch das Exil die Möglichkeit eines besseren Lebens, eines Neuanfangs oder einer weiteren Entwicklungsstufe, sei es für diejenigen, die aus politischen Gründen die Heimat verlassen, sei es für diejenigen, die sie aus anderen Gründen «freiwillig» verlassen. Künstlerinnen und Künstler treibt es vor allem dorthin, wo sie Inspiration und Motivation finden, wo ihre Arbeit auf die nötige Reibung stösst, auf kreativen Widerstand, auf Interesse. Sie verweilen dort, wo sie ihre persönliche Förderung erfahren: vielleicht in einer anonymen Grossstadt, in einer Kunstmetropole, im Beziehungsnetz einer Landgemeinde, am Rand der Zivilisation, in Down Under oder in der Wüste. Jede Station wird zur Bereicherung ihrer eigenen Biografie und vielleicht gar zur Bereicherung ihres Ursprungslands, wo sie allenfalls zu Lebzeiten oder vielleicht erst postum in den Olymp der Künste erhoben werden.

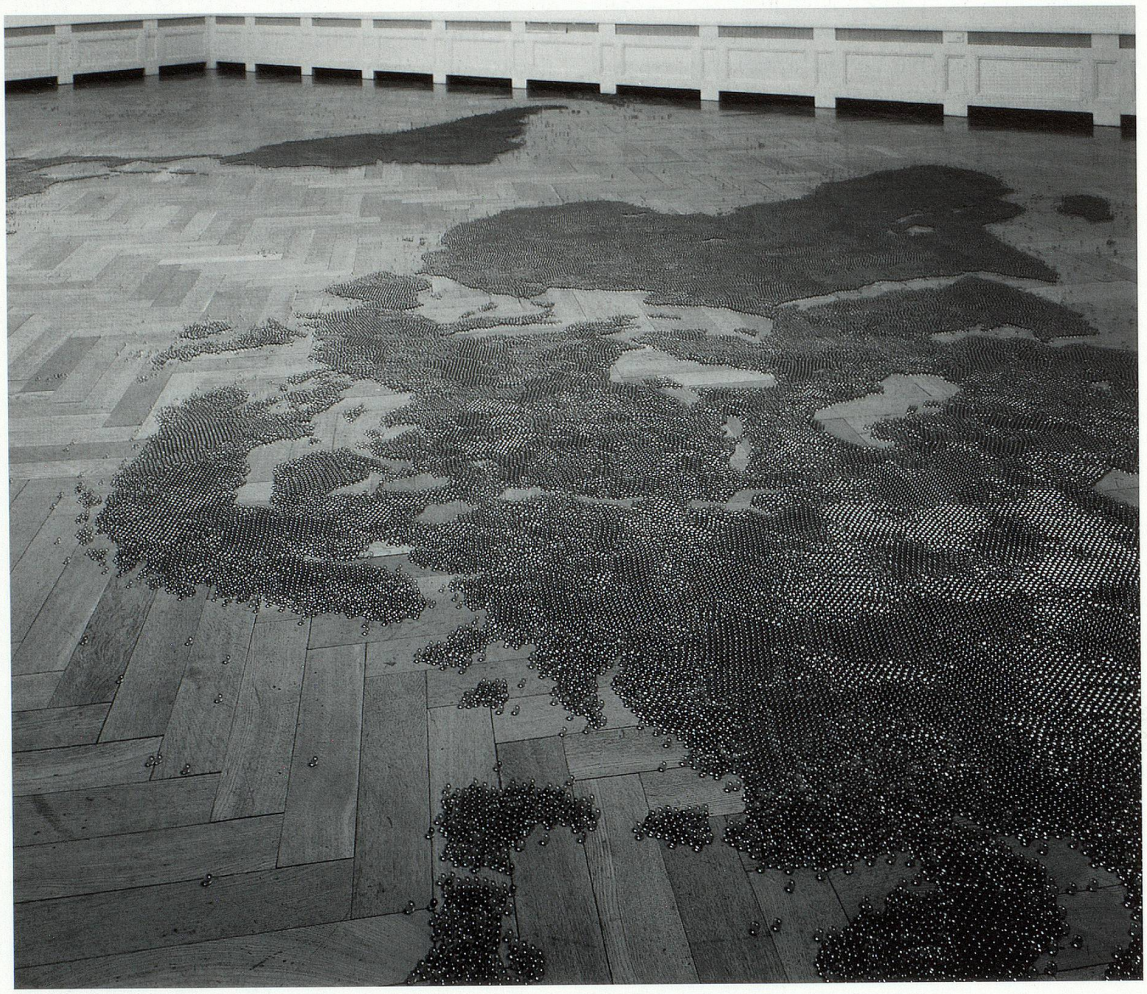
Mona Hatourn hat die Erde ohne nationale Grenzen entworfen. Allerdings möchte sie damit nicht die Idee vermitteln, dass Heimat überall zu finden ist. Im Gegenteil: Als Künstlerin fühlt sie sich ständig in der Fremde, draussen, im Exil. Sie hat die Erde auch mit Glaskugeln nachgebildet, die zu betreten problematisch wird, ist man nicht gewohnt zu balancieren, auszurutschen und sich wieder aufzufangen. Kunstschaffen hat viel mit diesem instabilen Gleichgewicht zu tun; es entsteht im Niemandsland zwischen Fremdem und Vertrautem – und dieses finden wir sowohl in der Heimat als auch im Exil.

R Weiss

*Roberta Weiss-Mariani*

*«seeing the entire world as a foreign land makes possible originality of vision».*

*«seeing the entire world as a foreign land makes possible originality of vision».*



**«Map», 1998**
**Kunsthalle Basel**
© Mona Hatourn
Foto: Christian Vogt

Les musées Tate Gallery et Tate Modern à Londres ont exposé cet été des œuvres de l'artiste Mona Hatourn, qui m'ont incitée à réfléchir sur l'exil. L'artiste est née en 1952 à Beyrouth et a quitté son pays en 1975, juste avant que la guerre civile n'éclate au Liban.

Dans ses travaux, on découvre toujours des objets domestiques, qui devraient en fait provoquer en nous le sentiment d'être en sécurité et à l'abri: un lit, des jouets, des lampes, une table de cuisine, des ustensiles comme la râpe à légumes, la passoire, les couverts. Ils rappellent les domaines traditionnels de la mère et les lieux où l'on peut se réfugier lorsque le reste du monde est hostile et inquiétant. Mais les installations de Hatourn n'ont rien de douillet: le lit n'a ni matelas ni oreiller, les appareils rutilants sur la table de cuisine font l'effet d'objets stériles: rien d'organique, pas le moindre reste de repas. Les objets sont reliés par des câbles sous tension. Le courant les illumine et leur «donne vie» en alternance, sans toutefois donner une impression de chaleur. Le bruissement et le grésillement du courant ajoute à l'irritation. Un fin réseau de fil de fer empêche le visiteur de s'approcher. Le foyer devient une cage, une cellule de torture. «Les frontières et barrières qui nous entourent dans la sécurité du territoire familial peuvent aussi devenir des prisons», commente l'artiste. Ses installations contiennent un message politique que l'on ne peut ignorer. Mais elles réfléchissent aussi sa propre biographie: alors que sa famille restait au Liban secoué par la guerre, l'artiste vivait en exil à Londres. Les artistes d'autres régions en crise connaissent un destin analogue. Cet automne par exemple, la femme écrivain algérienne Assia Djebar a grandement suscité l'attention des médias.

Mais les artistes suisses émigrés n'ont guère à craindre dans leur pays natal une situation politique alarmante au point de mettre leur vie en danger. Au pire, ils sont poursuivis par une justice à laquelle ils ne veulent pas se soumettre. Ils peuvent aussi se sentir menacés dans leur existence par les contraintes et les restrictions sociales, la vie chère, et, tout à fait en général, par l'impossibilité de trouver la liberté de mouvement nécessaire à un artiste. Mais la plupart quitte le pays parce qu'ils se sentent à l'étroit dans leur environnement familier et social ou isolés du cœur battant de la vie artistique, comme dans une cage de Faraday, sans échange ni stimulation à la création. Un endroit familier, qui offre une sécurité douillette, peut aussi devenir une prison – en cela, ils sont proches de Mona Hatourn. C'est ce que montrent par exemple les interviews menées par Yves Tenret avec des artistes à Paris: les créateurs suisses trouvent dans cette grande ville l'anonymat qu'ils recherchent, reçoivent les gifles qu'il faut pour rester éveillés et libres (C. Meylan). A Paris, Londres ou New York, ils rencontrent aussi leurs semblables, les sans repos, les déracinés, sans oublier les artistes de la jetset: aujourd'hui Berlin, demain Tokyo et New York et après-demain à nouveau Paris. Pour beaucoup d'entre eux, c'est là que commence vraiment la carrière artistique: «Si j'étais resté en Suisse, je ne serais pas où je suis», s'enthousiasme le Tessinois Felice Varini. Il partage cette opinion avec l'insouciant Niele Torroni, qui vit depuis plus de 40 ans à Paris. A la Biennale de Venise, dernièrement, il n'a plus représenté la Suisse, mais la France. Tous deux reviennent pourtant à l'occasion au Tessin: pour une partie de cartes avec des amis ou tout simplement pour sentir un vent de richesse.

Le créateur de film Clemens Klopfenstein a lui aussi quitté la Suisse: asthmatique, il ne supportait plus le brouillard ni les salles enfumées. En tant qu'artiste, pourtant, il fuyait les champs trop verts gavés d'engrais, les taux d'écoute et la «trivialité rigolarde». Les affiches importunes, qui détournent l'attention de ce qui est important, lui étaient devenues intolérables. Dans une ville de province médiévale en Ombrie, au pied des Monti Sibillini, il a trouvé sa seconde patrie et une nouvelle qualité de vie, là où la nature se délecte de vert olive, de Sienne et d'ombre et où le yaourt au magasin du coin n'existe qu'en deux couleurs.
L'écrivain Hans Mühlethaler a trouvé un lieu de villégiature définitif dans le mélange de peuples du quartier de la Goutte d'Or à Paris. Un quartier auquel les réfugiés du Tiers-Monde ont rendu vie. Il conseille à tous les Suisses l'expérience de vivre avec des gens d'une autre couleur, pour mettre à l'épreuve leur tolérance vis-à-vis d'autres cultures. Quoique la chose soit tout aussi bien faisable en Suisse. Seulement, elle se révèle ici beaucoup plus difficile, car on perçoit les immigrants dans son propre pays non seulement comme des étrangers mais comme des intrus qui vous disputent la place. Même aujourd'hui la Suisse a du mal dans ses rapports avec les immigrants et les réfugiés.
Pourtant, quelques créateurs de l'art, par exemple de pays africains, viennent se fourvoyer dans ce pays. Mais leur séjour ici, comme dans beaucoup de cultures européennes/nord-américaines, tourne fréquemment au malaise, parce que leurs attentes ne correspondent guère à celles de leur nouvel environnement. Beaucoup restent aussi en dehors de notre monde artistique, l'accès leur en est fermé: pendant des années ou pour toujours, ils se meuvent dans les milieux d'émigrés en participant à des projets de développement, et leurs travaux ne sont exposés souvent que dans le cadre d'expositions ethnologiques. Est-ce que cela tient peut-être à ces «critères de qualité de mauvais augure», comme le suppose Mauro Abbühl de la fondation «développement et culture»? Ou éventuellement à une mauvaise publicité? Contrairement à Mona Hatourn, qui évolue entre-temps comme artiste britannico-palestinienne sur le parquet international, Fatma Charfi par exemple, est à peine encouragée comme artiste tunisienne-suisse.

D'autre part cependant, il y a aussi des artistes en exil ici qui évitent strictement le public. Toute annonce, toute apparition en public pourrait devenir menaçante ou pour le moins désagréable pour eux. Ils jouissent ici d'une protection dans le cadre de projets spéciaux, travaillent retirés et espèrent un prochain retour dans leur patrie. En accord avec les responsables de ces projets d'exil de valeur, et en considération des créateurs de l'art concernés, nous ne voulons révéler ici ni leurs noms ni leur résidence en Suisse.

La patrie: l'idée a besoin d'être considérée plus en détail. Ce que des créateurs de l'art qualifient de leur patrie, se déduit de leurs travaux et de leur biographie. Parfois cette patrie est même rayée de la carte depuis longtemps sur notre terre épuisée, comme par exemple pour les Tibétains: leur culture continue à vivre dans l'exil et depuis peu aussi dans l'exil virtuel: Laurent Schmid les a rencontrés au cours de son voyage à travers le World Wide Web, là où beaucoup d'autres créateurs de l'art découvrent et ont défini de nouveaux espaces libres. En effet, c'est un monde de plus en plus semblable à notre monde réel, où des territoires sont achetés, conquis et défendus et – comme dans notre monde réel également – peuvent être effacés par simple pression d'une touche. Où se trouve alors l'exil?

Exil: sans nier ou minimiser les souffrances des exilés, l'exil offre tout de même la possibilité d'une vie meilleure, d'un nouveau départ ou d'une nouvelle phase de développement, que ce soit pour ceux qui ont abandonné la patrie pour des raisons politiques, ou pour ceux qui l'ont fait pour d'autres raisons, volontairement. Les artistes sont attirés avant tout par un lieu où ils trouvent l'inspiration et la motivation, où leur travail rencontre les frictions nécessaires, la résistance créative, l'intérêt. Ils séjournent là où ils trouvent leur épanouissement personnel: peut-être dans une grande ville anonyme, dans une métropole de l'art, dans le réseau de relations d'une communauté, en marge de la civilisation ou Down Under. Chaque station devient un enrichissement de leur propre biographie et peut-être même un enrichissement de leur pays d'origine, où ils sont portés aux nues, éventuellement de leur vivant ou peut-être seulement à titre posthume, sur l'Olympe de l'art.

Mona Hatourn a esquissé une terre sans frontières nationales. Mais elle ne voudrait pas diffuser l'idée que la patrie se trouve partout: elle se trouve plutôt constamment à l'étranger, en exil. Et elle a reproduit la terre avec des boules de verre, qu'il est difficile de pénétrer si l'on n'est pas habitué à trouver son équilibre, à trébucher et à se rattraper. La création artistique a beaucoup en commun avec cet équilibre instable; elle naît dans le no man's land entre l'inconnu et le familier – que l'on trouve aussi bien dans son pays qu'en exil.

La Tate Gallery e la Tate Modern di Londra hanno esposto quest'estate alcune opere dell'artista Mona Hatourn che mi hanno portato a riflettere sul tema dell'esilio. L'artista, nata nel 1952 a Beirut, ha lasciato il Libano nel 1975, poco prima dello scoppio della guerra civile.

Nei suoi lavori compaiono di continuo suppellettili casalinghe, che dovrebbero trasmetterci una sensazione di sicurezza e protezione: un letto, giocattoli, lampade, un tavolo da cucina e utensili pure da cucina quali un passaverdura, un colino, delle posate. Tutte cose che richiamano il regno tradizionale della madre e i luoghi dove rifugiarsi quando il mondo intorno diviene estraneo e ostile. Tuttavia le installazioni della Hatourn non danno un senso d'intimità domestica: nel letto non ci sono né il materasso né i cuscini e gli oggetti sul tavolo da cucina sono sterilmente lucidi: non c'è nulla di organico, nemmeno un rimasuglio di cibo. Gli oggetti sono legati tra loro da fili sotto tensione e la corrente li illumina e li anima alternativamente, senza tuttavia trasmettere alcun senso di calore. Anzi, il ronzio e il sibilo della corrente elettrica risultano addirittura irritanti. Un sottile reticolo di fil di ferro impedisce al visitatore di avvicinarsi. L'ambiente domestico diventa gabbia, cella di tortura. «Anche i confini e le barriere che ci rinchiudono nella sicurezza di un territorio familiare possono diventare prigioni», così l'artista commenta la sua opera. Le sue installazioni contengono un messaggio politico difficilmente ignorabile. Esse riflettono però anche la sua biografia personale, l'esilio londinese lontano dalla famiglia rimasta nel Libano devastato dalla guerra. Un destino che l'accomuna ad artisti provenienti da altri territori in crisi, come la scrittrice algerina Assia Djebar, che quest'autunno ha suscitato grande attenzione nei media.

Al contrario, gli artisti svizzeri che decidono di emigrare non lasciano il loro Paese per una situazione politica che minaccia la loro vita. Nel peggiore dei casi ciò che li minaccia è una giustizia alla quale non vogliono sottomettersi. Indubbiamente, essi possono vivere come minaccia anche le costrizioni sociali, l'alto costo dei mezzi di sopravvivenza e in genere l'indisponibilità dello spazio creativo necessario ad un artista. Per la maggior parte essi, comunque, se ne vanno perché si sentono oppressi dall'ambiente familiare e sociale, riparati dal pulsare della vita, come in una gabbia di Faraday, senza scambi né impulsi creativi. Anche un luogo familiare, che dà sicurezza e protezione, può diventare una prigione – e qui concordano con Mona Hatourn. Un esempio ne sono le interviste di Yves Tenret con gli artisti emigrati a Parigi, che in questa città trovano il tanto desiderato anonimato e arrivano a percepire lo «schiaffo» che li scuote dal loro sonno e li rende liberi. (Clément-O. Meylan). A Parigi, incontrano poi molti loro simili, gli inquieti, gli sradicati … e incontrano anche gli artisti del jetset: oggi a Berlino, domani a

Tokyo e New York e dopodomani di nuovo a Parigi. Per molti la carriera artistica comincia qui: «Se fossi rimasto in Svizzera, non sarei mai riuscito a sfondare», afferma entusiasta il Ticinese Felice Varini. Opinione condivisa dal più navigato Niele Torroni, a Parigi da più di 40 anni: alla Biennale di Venezia ultimamente non ha più rappresentato la Svizzera ma la Francia. Ambedue gli artisti, comunque, ritornano ogni tanto nel loro Canton Ticino per una partita a carte tra amici o semplicemente per «annusare» un po' di benessere.

Anche il cineasta Clemens Klopfenstein è fuggito dalla Svizzera: come asmatico, non riusciva più a sopportare la coltre di nebbia; come artista, si è voluto lasciare alle spalle i prati lussureggianti e ben concimati, la quota d'audience e l'allegria ipocrita. Gli risultava insopportabile anche l'invadenza dei cartelloni, tipica celebrazione del superfluo. La sua patria elettiva e una nuova qualità della vita, le ha trovate in una cittadina medievale umbra, ai piedi dei Monti Sibillini, dove la natura è permeata di verde oliva, terra di Siena bruciata e terra d'ombra e dove nel negozio dietro l'angolo lo yogurt lo trovi solo in due colori.

Lo scrittore Hans Mühlethaler, invece, ha trovato dimora tra la varia umanità del Goutte-d'Or di Parigi, un quartiere riportato letteralmente in vita dai fuggiaschi del Terzo Mondo. L'esperimento della convivenza con gente d'altro colore, Mühlethaler lo consiglierebbe a tutti gli Svizzeri – un buon modo per mettere alla prova la propria tolleranza nei confronti di altre culture. È vero che la tolleranza nei confronti di popoli diversi la si può mettere alla prova anche in Svizzera, ma qui l'esperimento diventa più difficile, perché l'immigrante nel proprio Paese è sentito non solo come un estraneo ma anche come un intruso che ti contende lo spazio vitale. E in effetti ancor oggi in Svizzera i rapporti con immigranti e rifugiati sono decisamente problematici.

Ciò nonostante ci sono artisti provenienti dal Terzo Mondo – ad esempio, da alcuni Paesi africani – che si «perdono» nel nostro Paese. Tuttavia la loro presenza assume spesso i contorni del disagio, perché le loro aspettative corrispondono a malapena a quelle del nuovo ambiente in cui vengono a trovarsi. A molti di essi viene anche precluso l'ingresso nel nostro mondo artistico: per anni – o per sempre – le loro sorti rimangono legate ai progetti per l'immigrazione e lo sviluppo e le loro opere presentate solo nell'ambito delle mostre etnologiche. La ragione sta forse nei «criteri di valutazione sospetti», come ipotizza Mauro Abbühl della Fondazione «Sviluppo e cultura»? O in un lavoro di intermediazione mal condotto? Al contrario di Mona Hatourn, che nel frattempo è arrivata sul palcoscenico internazionale come artista britannico-palestinese, Fatma Charfi, ad esempio, viene a stento presentata come artista tunisino-svizzera.

D'altro canto, in Svizzera vivono anche artisti in esilio che evitano accuratamente le luci della ribalta. Questo perché ogni pubblicità, ogni comparsa in pubblico potrebbe comportare per loro un pericolo o quantomeno conseguenze spiacevoli. Questi artisti godono della protezione prevista da progetti speciali, lavorano ritirati e sperano di far presto ritorno nel loro Paese. D'accordo con i responsabili di questi progetti di protezione per gli esiliati e per riguardo nei confronti degli artisti interessati, non faremo qui i loro nomi né indicheremo le loro località di residenza in Svizzera.

Patria: il concetto necessiterebbe un approfondimento. Ciò che gli artisti sentono come patria emerge dalle loro opere e dalla loro biografia. A volte una patria non esiste più su questa nostra terra «in svendita». Non esiste più da lungo tempo, ad esempio, per i Tibetani; la loro cultura continua a vivere in esilio, nell'ultimo periodo anche in un esilio virtuale: Laurent Schmid, nel suo viaggio attraverso il world wide web, li ha incontrati in luoghi dove anche molti artisti hanno scoperto e definito nuovi spazi di libertà – in un mondo, comunque, che somiglia sempre di più alla nostra realtà, dove i territori si comprano, si conquistano e si difendono e dove – proprio come nel mondo reale – tutto può essere cancellato solo premendo un pulsante. E allora, dov'è più l'esilio?

Esilio: senza voler negare né ridurre a una bagattella le sofferenze degli esiliati, la loro condizione offre comunque la possibilità di una vita migliore, di un nuovo inizio sia a quelli che abbandonano la loro patria per motivi politici sia a quelli che la lasciano «volontariamente» per altre ragioni. Gli artisti, in particolare, sono spinti verso i luoghi dove trovano ispirazione e motivazione, dove il loro lavoro incontra il necessario attrito, la giusta «resistenza creativa» e il debito interesse, e si fermano laddove il loro cammino personale trova impulso e rispondenza: può trattarsi di una grande città, di una metropoli dell'arte, nel circondario di un comune di campagna, dei margini della civiltà o del «down under». Ogni sosta serve ad arricchire la loro biografia – e forse anche quella del loro Paese d'origine, se e quando vengono innalzati, da vivi o post mortem, all'Olimpo delle Arti.

Mona Hatourn ha disegnato una Terra senza confini nazionali. Ma con questo non voleva esprimere il concetto che la patria è dappertutto: la «patria» si trova sempre più spesso «fuori», in esilio. La Hatourn ha elaborato inoltre un modello di Terra fatto di sfere di vetro: difficile camminarvi sopra se non si è abituati a bilanciarsi, a inciampare e subito a rimettersi in piedi. La creazione artistica ha molto in comune con questo labile equilibrio: nasce dalla terra di nessuno tra l'estraneo e il familiare – una terra che si trova sia in patria che sulle vie dell'esilio.

La Tate Galerie e la Tate Modern a Londra han mussà questa stad ovras da l'artista Mona Hatourn. Questas lavurs m'han dà l'impuls da far ponderaziuns davart l'exil. L'artista è naschida il 1952 a Beirut ed ha bandunà sia patria il 1975, curt avant ch'è rutta or la guerra burgaisa en il Libanon.

En sias lavurs scuvr'ins adina puspè objects chasans sco in letg, giugarets d'uffants, lampas, ina maisa-cuschina ed utensils da cuschina sco ina grattaduira, in cul u pusada – objects ch'ans duessan atgnamain dar il sentiment da segirezza e privadientscha. Els ans regordan a la domena tradiziunala da la mamma ed a lieus nua ch'ins mitscha cura ch'il mund enturn daventa ester ed inquietant. Privadas però n'èn las installaziuns da Hatourn insumma betg: en letg mancan la matratscha ed il plimatsch, ils utensils glischants sin maisa-cuschina fan in'impressiun sterila; nagliur la minima chaussa organica, er naginas vanzadiras da spaisas. Ils objects èn colliads tras fildaroms sut tensiun electrica. Il current glischa ed "animescha", senza però dar in sentiment da chalur. Ses schuschurim e siblim irriteschan. In fin giatter da fildarom tegna plinavant ils visitaders sin distanza. Il dachasa daventa ina chabgia, ina cella da tortura. «Borders and barriers, which enclose us within the safety of familiar territory, can also become prisons», commentescha l'artista sia ovra. Sias installaziuns cuntegnan in messadi politic evident. Ellas reflecteschan però er sia atgna biografia: Entant che sia famiglia era restada en il Libanon durant la guerra, viveva l'artista a Londra en exil. Autras artistas d'autras regiuns da guerra partan quest destin. La scriptura algeriana Assia Djebar ha per exempel sveglià grond interess en las medias quest atun.

Artistas ed artists svizzers emigrads na conuschan però strusch situaziuns politicas ch'als mettan en privel da vita en lur patria. En il mender cas vegnan els persequitads da la giustia, perquai ch'els na vulan sa preschentar davant quella. Era las pressiuns e las barrieras socialas pon periclitar l'existenza d'artistas e d'artists, medemamain ils auts custs da la vita ed insumma la nunpussaivladad da survegnir il spazi liber necessari per la lavur artistica. En general bandunan artistas ed artists però la patria perquai ch'els sa sentan restrenschids tras lur conturn famigliar u social u isolads da la vita pulsanta, sco en ina chabgia da Faraday, senza barat ed impuls creativs. In lieu famigliar, nua ch'ins sa senta segir e privà, po er daventar ina praschun – en quest senn s'accordan els cun Mona Hatourn. Quai mussan per exempel las intervistas che Yves Tenret ha fatg cun artistas ed artists a Paris: en questa citad gronda chattan artistas ed artists svizzers l'anonimitad vulida, là survegnan els la schlaffada necessaria ch'als dasda e liberescha (Clément-O. Meylan). A Paris, Londra e New York inscuntran els era quels da lur pèr, quels senza paus e senza ragischs. E betg emblidar ils artists dal jetset: oz Berlin, damaun Tokyo ed alura puspè Paris. Per blers cumenza la carriera artistica pir là: «Sche jau fiss restà en Svizra, na fiss jau mai daventà quai che jau sun», sa legra il Tessinais Felice Varini. Da quest avis è era Niele Torroni che viva dapi 40 onns a Paris: a la Biennale da Vaniescha ha el la finala represchentà la Frantscha e betg la Svizra. Omadus returnan mintgatant en il Tessin: per dar cartas cun amis u simplamain per savurar in pau bainstanza.

Era il cineast Clemens Klopfenstein è fugì da la Svizra. Per l'ina na supportava l'artist asmatic la cuverta da tschajera e las stanzas plain fim, per l'autra vuleva el era mitschar dals prads ladads «grass verds», da las regulaziuns da quotas e dal «Sauglattismus», questa allegria triviala ed idiotica. El na supportava plinavant strusch pli ils placats mulestus che train davent l'egliada da l'essenzial. En ina citadina medievala en l'Umbria, al pe dals Monti Sibillini, ha el chattà sia patria elegida ed ina nova qualitad da vita, là nua che la natira sa splega en verd oliva, siena ed umbra e nua ch'ins survegn il jogurt en stizun mo en duas colurs.

Il scrivent Hans Mühlethaler ha chattà in dachasa amez la communitad multiculturala da la Goutte d'Or a Paris, in quartier ch'ha survegnì nova vita tras ils fugitivs dal Terz Mund. El cussegliass a mintga Svizzer da viver ensemen cun umans d'autras colurs, per metter sin la prova sia toleranza visavi autras culturas. Ma er en Svizra pon ins exercitar la toleranza envers auters pievels. L'experiment è qua però bler pli difficil, siond ch'ins considerescha ils immigrads en l'agen pajais betg mo sco esters, mabain sco invasurs ch'engolan ad ins il plaz. Era oz demussa la Svizra ina tenuta plitost problematica en ses contacts cun immigrants e fugitivs.

Tuttina s'han aventurads intgins artists ed artistas tar nus – per exempel da pajais africans. Lur dimora sa sviluppescha però savens ad in malaise (sco en bleras culturas europeicas e nordamericanas) perquai che lur spetgas na correspundan strusch a quellas da lur nov ambient. Er l'access a noss mund cultural resta a blers serrà: onns a la lunga u insumma adina sa movan els entaifer ils projects d'emigrants e da svilup, e savens vegnan lur ovras mussadas mo en il rom d'exposiziuns etnologicas. Èn ils motivs forsa ils «criteris da qualitad ominus», sco che Mauro Abbühl da la fundaziun «Svilup e cultura» suppona? U è forsa la lavur d'intermediaziun sbagliada? Entant che Mona Hatourn sa mova oz sco artista britannica-palestinaisa sin il parchet internaziunal, na vegn per exempel Fatma Charfi strusch promovida sco artista tunesiana-svizra.

Da l'autra vart vivan tar nus en exil era artistas ed artists ch'eviteschan strictamain il public. Mintga communicaziun, mintga preschentaziun publica pudess

daventar per els privlusa u almain penibla. En il circul da projects spezials survegnan els tar nus protecziun, lavuran retratgs e speran da pudair turnar baud puspè en lur patria. En accord cun ils responsabels da quests impurtants projects d'exil e prendend resguard sin las artistas ed ils artists na vulain nus palesar qua ni lur num ni lur domicil en Svizra.

Patria: ina noziun ch'ins stuess examinar pli detagliadamain. Quai che las artistas ed ils artists numnan lur patria pon ins deducir da lur ovras e da lur biografia. Mintgatant nun exista questa patria pli sin nossa terra occupada. Per ils Tibetans per exempel na la datti daditg betg pli, lur cultura viva vinavant en l'exil e dapi curt temp er en l'exil virtual. Laurent Schmid l'ha inscuntrada sin ses viadi tras il World Wide Web, là nua ch'era bleras autras artistas ed artists han scuvert e definì novs spazis libers. Tschert, quest mund s'avischina pli e pli a noss mund real, nua ch'ins cumpra, conquista e defenda territoris ch'ins po – tut sco en noss mund real – eliminar cun smatgar sin in nuv. E nua è alura l'exil?

Exil: Nus na vulain tuttavia betg snegar u bagatelisar il patir dals exiliads. Ma l'exil porscha er pussaivladads per ina meglra vita, per ina nov'entschatta u per in ulteriur svilup – tant per quels che bandunan lur patria per raschuns politicas sco per quels che la bandunan per auters motivs «voluntars». Las artistas ed ils artists attiri surtut là nua ch'els chattan inspiraziun e motivaziun, nua ch'els fruntan sin fricziuns, sin resistenza creativa, sin interess. Els restan là, nua ch'els chattan lur encuraschament persunal – forsa en ina citad gronda anonima, en ina metropola d'art, en il circul privà d'in vitg a la champagna, a l'ur da la civilisaziun u en il «down under». Mintga situaziun è in gudogn per lur biografia persunala e forsa schizunt per lur patria originara, nua ch'els vegnan eventualmain dauzads – gia durant lur vita u magari er pir postum – en l'olimp dals arts.

Mona Hatourn ha skizzà in mund senza cunfins naziunals. Cun quai na vuless ella però dar l'impressiun che la patria saja da chattar dapertut. Il cuntrari, ella sa chatta cuntinuadamain a l'ester, a l'exil. Plinavant ha l'artista reconstruì la terra cun cullas da vaider. Chaminar sin questa terra è problematic e nunusità: ins sto ballantschar, stgarpitschar e puspè pruvar da fitgar pe. La lavur artistica ha bler da far cun quest equiliber labil: ella nascha en la terra da nagin tranter l'ester ed il conuschent – e quai chattain nus tant en la patria sco en l'exil.

This summer, the Tate Gallery and the Tate Modern in London showed the works of Mona Hatourn. Her creations inspired me to ponder the question of exile. The artist herself, who was born in Beirut in 1952, left her homeland in 1975, shortly before the outbreak of the civil war in Lebanon.

Her work repeatedly features domestic objects, habitually meant to evoke feelings of safety and security: a bed, children's toys, lamps, a kitchen table and kitchen utensils such as vegetable graters, a sieve, cutlery. These objects are traditionally associated with the maternal realm, with sites offering refuge from an outside world become foreign and unfamiliar. However, there is nothing homey about Hatourn's installations: the bed has neither a mattress nor a pillow, and the gleaming appliances on the kitchen table provide a totally aseptic note. Indeed, nothing organic is to be found here, no leftovers. Electrically charged wires link up the objects, and the current alternately illuminates and "enlivens" them without however conveying the slightest warmth. Indeed, the hum and hiss of the current itself becomes an irritating factor more than anything else. A fine wire grating keeps visitors from coming too close to the elements, making a cage of the home, a torture cell. As the artist explains, "Borders and barriers, which enclose us within the safety of familiar territory, can also become prisons." Her installations bring across a very thinly disguised political message, but they also reflect the artist's own biography. With her family confined to wartorn Lebanon, Hatourn found herself living in exile in London. The same fate has befallen women-artists from other war-stricken lands. This autumn, the Algerian writer Assia Djebar's situation, for instance, was widely commented by the media.

On the other hand, Swiss artists who in their turn have emigrated generally had no life-threatening circumstances to flee. At the most, one or the other may have had a problem with the law of the land which they preferred to avoid. They may, too, have felt threatened in their mode of existence by certain social obligations and restrictions, the high cost of living or quite simply the impossibility for them as artists to find the necessary breathing space. In most cases, they left because they felt hemmed in by their family and social framework, or shut out from the pulsating life elsewhere, as if in a sort of Faraday cage deprived of any creative interchange or impulse. Yes, a trusted site providing security and safety can also seem like a prison – in this Switzerland's emigrants concur with Mona Hatourn, as confirmed, for instance, in the interviews Yves Tenret conducted with Swiss artists living in Paris. The latter speak of finding the desired anonymity in that metropolis, of receiving the necessary cold shower to jolt them out of their sleep and lib-

erate them (Clément-O. Meylan). Then, too, cities like Paris, London or New York afford them occasion to meet their peers, creators who are just as restless and uprooted as they themselves; and, last but not least, to rub shoulders with the jet setartists – Berlin today, tomorrow Tokyo or New York, and the day thereafter back to Paris ... The careers of many of these artists only took off once they had left Switzerland. "Had I stayed in Switzerland," raves Felice Varini, who hails from Ticino, "I never would have gotten so far." The somewhat more composed Niele Torroni, who has been living in Paris for some 40 years now, is of the same opinion, to such an extent that he participated in the last Venice Biennale as a representative of France rather than Switzerland. Nonetheless, both these artists do occasionally travel back to Ticino, be it for a quick card game with friends or to get a whiff of life on easy street.

Another person to have flown the Swiss coop is the film producer Clemens Klopfenstein, whose asthma was aggravated by the fog layer and smoky rooms. As an artist, however, it was Switzerland's proverbially lush green meadows that he was fleeing – in the form of its quota criteria and the "Sauglattismus" (funboasting inanity) peering back at him from the advertising posters, not to mention the mind-draining headline placards plastered wall-to-wall. In the meantime, Klopfenstein has adopted as his own a little medieval town in Italy's Umbria region, at the foot of the Monti Sibillini. Here he enjoys a new quality of life – nature decked out in subtle tones of olive green, siena and umber, and a grocery store around the corner boasting but two colors of yoghurt.

The writer Hans Mühlethaler has settled down in the heart of a Parisian quarter known as a melting pot, the Goutte d'Or – a neighborhood that has been reanimated by the arrival of numerous Third World refugees. Mühlethaler is of the opinion that every Swiss person should put his or her tolerance level to test by living in community with people of a different color. The fact of the matter is that such an experiment proved far more difficult within Switzerland itself, where foreigners have always been considered more as intruders and troublemakers. And still today, the Swiss are having a hard time of it in their dealings with immigrants and refugees.

Notwithstanding this Swiss attitude, every now and then some foreign artists – from one of the African nations, for instance – do stray into Switzerland. Most often, their stay in this country (as in many European and North American lands) brings on a malaise, since their new surroundings generally fall far short of their expectations. Moreover, many foreign artists are refused access to our art world. For years on end, if not forever, they are confined to emigrant and development projects, with their work being displayed only under ethnological auspices. Is this due to the "dubious quality criteria" to which Mauro Abbühle of the "Development and Culture" Foundation alludes? Or, in any case, the fruit of poor promotional campaigns? Which would explain why someone like Fatma Charfi, for instance, remains relegated to the sidelines as a Tunisian-Swiss artist, in striking contrast to Mona Hatourn, who has succeeded in making a name for herself on the international scene as a British-Palestinian artist.

On the other hand, Switzerland also offers refuge to exiled artists who prefer to steer altogether clear of any publicity. Every public mention of their name could be threatening or at least distressing to them. Under the auspices of special project programs, such artists enjoy shelter here and a chance to work in seclusion until such time as, hopefully, they can return to their homeland. As agreed with the directors of such artists-in-exile projects, and out of respect for the artists involved, we will disclose neither their names nor their whereabouts in Switzerland.

Homeland: the term merits closer scrutiny. What artists designate as their homeland can be deduced from their works and their biography. Sometimes their homeland no longer exists in this sold-out world of ours; this has held true some time now for the Tibetans, whose culture lives on in exile and, more recently, in virtual exile. It is there that Laurent Schmid, embarked on a trip around the World Wide Web, encountered them. Many artists are now discovering and defining new breathing space in today's virtual world. A world that, moreover, comes closer to our own real world every day. A place where territories are sold, conquered and defended and where – the parallel is all too clear – the push of a button can wipe everything out. The question is, where does this put exile?

Exile: Without denying or belittling the sufferings of the exiled, the land of exile does offer the chance for a better life, a new start or a further stage of development, be it for those who left their homeland for political reasons or those who, for other reasons, left of their own free will. Artists are most attracted to places where they can find inspiration and motivation, to work sites offering the necessary friction, creative resistance, and artistic interest. They tend to settle down wherever their personal advancement finds encouragement, whether in the anonymity of a metropolis, the bustle of an art capital, the special ties of a rural community, the outskirts of civilization, or "down under." Every stop enriches their biography and perhaps even their own homeland, where sometime either during or after their lifetime, they

stand to earn recognition in the national hall of artistic fame.

Mona Hatourn designed an earth devoid of national boundaries. Her idea is not that a homeland exists anywhere, for she herself is far more often to be found in foreign countries, in exile. In addition, she built up her map of the earth out of marbles, something that is tricky to tread upon for people not used to keeping their balance, tripping and catching themselves. Artists deal a great deal with just such an unstable state of balance: it stems from the noman's-land between the foreign and the familiar and is to be found as much in our homeland as in exile.

*«seeing the entire world as a foreign land makes possible originality of vision».*

*«seeing the entire world as a foreign land makes possible originality of vision».*